

Kunstforum: Band 157, Nov.-Dez. 2001, S. 348-350
Titel: "Transgene Kunst: Klone und Mutanten"

Julia Schrader - Fiktive Haut-
Kunstverein Arnsberg, 12.8. - 23.9.2001

Mit einer Fläche von 1,5-2 qm und einem Gewicht von bis zu 10 kg bildet die Haut das größte Organ des menschlichen Körpers. Als eine Art Interface filtert, reguliert und fördert sie die Kommunikation mit der Außenwelt und begrenzt zugleich das Selbst räumlich. Denn aus der Hülle des Körpers können wir höchstens sprichwörtlich herausfahren.

Erst die Kleidung ermöglicht es uns, wechselnde Erscheinungsformen anzunehmen, aber auch den Blick auf das Innere zu verstellen. Bereits im 19. Jahrhundert offenbarte sich hier ein Paradoxon das Kleidung einerseits als psychologischen Ausdruck innerer Gefühlslagen deutete und unter dem Begriff „Ethologie“ eine Wissenschaft vom menschlichen Charakter als Ableitung des äußeren Erscheinungsbildes begründete. Andererseits wuchs mit Einführung der Konfektionskleidung ein öffentliches Bedürfnis, sich unauffällig und damit so geheimnisvoll, so unverletzlich wie möglich zu gestalten. Doch gerade mit wachsender Einförmigkeit der Körperbilder wurde das Äußere zunehmend als Hinweis der Persönlichkeit fokussiert. Dagegen betreibt die Gegenwart einen exzessiven Körperkult. Denn unsere im visuellen Schein verhaftete Kultur mit ihren allgegenwärtigen Bildschirmen hat nicht nur neue Wahrnehmungsformen eingeführt, sondern die Oberflächenabwicklung zur Strategie von Weltaneignung stilisiert. Potenziert durch mediale Techniken vermag der Zeitgenosse durch virtuelle Identitäten zu zappen und Körper als Avatare im Gigahertztakt zu wechseln. Dennoch erscheint es nach wie vor unmöglich, der eigenen Verkörperung zu entkommen.

Dass zur Welt- (und Selbst-)Betrachtung auch stets ein Körper eingenommen werden muss, verbildlicht Julia Schrader derzeit im Arnsberger Kunstverein auf sehr sinnliche und intime Weise. Dabei geht es der jungen Künstlerin vornehmlich um die Problematik von innen und außen, um die Wechselwirkung zwischen dem Individuum mit seiner inneren Welt von Gedanken, Bedürfnissen, Leidenschaften und Träumen und seinem Außenbild. So inszeniert Schrader unter dem programmatischen Titel "Fiktive Haut" ein ebenso verlockendes wie verstörendes Panoptikum, dessen lebensgroße, anthropomorphe Mischwesen Besitz von der Ausstellungsräumen ergreifen. Gesampelt aus naturalistisch geformten, menschlichen Körpern und überdimensionierten Tierköpfen, werden die Chimären von der Künstlerin wie selbstverständlich in die Realität eingearbeitet. Sie sind auffällig, aber unaufdringlich. Auch wenn diese Figuren einer eher absurden Phantasiewelt entsprungen scheinen, wirken sie doch merkwürdig vertraut. So gruppiert Julia Schrader ihre Mischwesen mit dramaturgischem Kalkül paarweise zu Ensembles, die Szenen und Rituale aus dem Reich zwischenmenschlicher Beziehungen nachstellen: Ein Echsenmann belauert mit kraftvoll gespanntem Körper eine Artgesellin. Eine Wolffrau turnt ungelenk vor einer Häsin und ein Salamander beäugt sich keck im Spiegel, wobei er sein Abbild mit miche!angeleskem Zeigegestus ironisch zu beseelen scheint. Schräg daneben kauert eine langschnäblige Vogelfrau in sich versunken auf einem Trapez.

Wie für den Moment der Betrachtung erstarrt, verharren die Hybriden in ihren energiegeladenen Posen und erzeugen als instabile Kippfiguren eine irritierende Spannung. Handelt es sich doch durchweg um äußerst scheue Kreaturen, deren labiler Status zwischen einem Vorhandensein in Absenz und einem Fehlen in Anwesenheit liegt. Dagegen erschwert ihre emotionale Präsenz eine distanzierte Betrachterposition. Denn die nahezu klassisch skulpturale Anmut der einzelnen Figur verleitet nicht nur zum (geistigen) Berühren, sondern regt zugleich an, die aufgeführten Geschichten weiterzuspinnen, aber auch mit eigenen Vorstellungen zu korrelieren. Dabei vermitteln die konfektionsartig gestalteten, homogenen Oberflächen der tragischen Gestalten wesentliche dramaturgische Aspekte. So befindet sich die Wolffrau in dem Dilemma, ihr Fell verloren zu haben und verrenkt sich in ihrer miederfarbenen Spitzenunterwäsche schutzlos auf einem Stuhl - während die Hasenfrau ihr gegenüber in ein fremdes, raubtierartig gemustertes Fell gehüllt ist und auf einem Hocker sitzend nicht nur räumlich eine höhere Position eingenommen hat.

Hingegen sind Echsen- und Salamandermann, aber auch die Vogelfrau mit komplexen Häuten aus akribisch aufgetragenen Hülsenfrüchten und Samen überzogen. Obwohl die grob gepixelten Texturen authentische Oberflächenbeschaffenheiten vortäuschen, erheben die Arbeiten keinen Anspruch auf mimetische Wiedergabe. Vielmehr vermitteln sie eine nahezu pathologische Disziplin im doppelten Sinn - bewahrt sie doch die Wesen beständig vor Selbstverzehrung. Auch die Echsenfrau scheint inneren und äußeren Trieben ausgeliefert. So verharrt sie im tabuisierten Zwiespalt autoerotischer und sexueller Verlangen, die ihr "Fell" aus genopptem, inkarnatfarbenem Silikon unangenehm stimulieren und zugleich bloßzustellen vermögen.

Weitaus weniger hautfreundlich und geschmeidig erweisen sich drei von der Decke hängende Kleider. Denn ihr Stoff ist aus unglasierten Porzellanspitzen gewebt, die Julia Schrader in wochenlanger Detailarbeit in ein Drahtgefüge eingeflochten hat. Indem die ebenso aggressiven wie fragilen Stacheln mal nach innen mal nach außen gerichtet sind, erinnern die schwerelos schwebenden Dirndl- und Blumenkleider nicht nur an Skelette organischer Strukturen, sondern auch an mittelalterliche Folterinstrumente. Zwischen filigraner Ästhetik und verletzendem Habitus pendelnd erzeugen diese "Spitzenkleider" eine kokonartige Intimität, die den Betrachter auf sich selbst reflektieren lässt - als Individuum und Individualist. Dabei impliziert das spröde Material eine Porosität, die vorgibt, das Gedankenkorsett aufbrechen zu können. Vor schmerzhaften Schürfungen sei gewarnt.

Als eine Art Ausgleich zur manischen Handarbeit dienen der Künstlerin kleine, aus handelsüblichem Kunststoffspielzeug zusammenmutierte groteske Püppchen, deren einzelne Bauteile unter pastosen Lackschichten zu homogenen Körpern verschmelzen. Wie Preziosen exponiert, bevölkern 20 dieser schrägen, mitunter böartigen Homunkuli den Vorraum und illustrieren plastisch einen schrillen Comic aus Versatzstücken abendländischer Kulturgeschichte. Dabei wollen die Mutanten weniger im tagespolitischen Gendiskurs menetekeln, als vielmehr vom schelmischen Spaß der Künstlerin an der Verbildlichung verspielter und krauser Phantasiewelten zeugen.

Auch wenn die Arbeiten von Julia Schrader in der Übersicht eine kaum durchdringbare Intimität auszeichnet - was nicht zuletzt Assoziationen wild wuchern lässt - scheint unter den Materialschichten stets ein poetisches Verständnis von Haut durch, das eine wohlthuende Alternative zur zeitgenössischen Oberflächenabwicklung zeitigt. Denn prophezeit der australische Performance-Guru Stelarc künftige evolutionäre Entwicklungen abhängig von einer Synthetisierung der Haut, um den dann hohlen Körper effektiveren technologischen Komponenten als Wirt zur Verfügung zu stellen, hält es Julia Schrader eher wie Paul Valéry - dass die Haut das Tiefste ist, was der Mensch besitzt.

Markus Lütkemeyer